

Der Konjunktiv

Autor(en): **Kurz, Isolde**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **24 (1940)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419842>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein haßverzerrter Bleistiftstrich machte dem Endesgefertigten den Garaus. Ehrlich gesagt, ich weinte ihm keine Träne nach — mir hatte er auch nie recht gefallen wollen.

„Deshalb ersuche ich ergebenst um Gewährung einer entsprechenden Nachfrist bzw. — schon wieder eine von diesen schauderhaften Abkürzungen. Überhaupt, was soll das eigentlich heißen, dieses berühmte Wort beziehungsweise? Gar nichts! Dient nur der Verschleierung einer gedanklichen Unklarheit. Gewährung einer Nachfrist und Nachprüfung zu einem späteren Zeitpunkt — das ist doch dasselbe, nicht wahr?“

In der Tat, so schien es zu sein.

„Na also!“ triumphierte Achtsam. „Wozu also die gleiche Sache zweimal sagen? Weg mit dem beziehungsweise und weg mit der Nachprüfung! Deshalb ersuche ich ergebenst um Gewährung einer entsprechenden Nachfrist . . . Für wen? Für dich selbst? Nein, für deinen Sohn! Also: um Gewährung einer entsprechenden Nachfrist für meinen Sohn Gustav! Schluß! Unterschrift! Und nun lesen wir das ganze noch einmal durch:“

Da mein Sohn Gustav, der . . . ach nein, das haben wir ja geändert!“

Ich begann zu wünschen, ich hätte meinen Sohn nicht Gustav genannt. Meinemwegen Nathanael, Romuald oder Belsazar. Alles, nur nicht Gustav . . .

Achtsams Triumph schien durch solche Bedenken nicht getrübt. Er las: „Mein Sohn Gustav, der im Juli dieses Jahres das zwölfte Lebensjahr vollendet hat, war infolge einer längeren, schweren Erkrankung genötigt, dem Unterricht einige Wochen fernzubleiben, und hat somit gemäß seiner eigenen Aussage und nach Ansicht seines Klassenvorstandes erhebliche Schwierigkeiten, seine Prüfungen erfolgreich zu absolvieren. Punkt. Deshalb ersuche ich ergebenst um Gewährung einer entsprechenden . . . fagen wir lieber einer angemessenen Nachfrist für meinen Sohn Gustav.“

„Ja, jetzt glaube ich, dürfte die Sache so ziemlich in Ordnung sein. Man könnte natürlich hier und dort noch manches verbessern . . .“*

Ich beeilte mich, in überzeugendstem Tone zu versichern, daß dies für den besonderen Zweck meines Gesuches bestimmt nicht nötig sei. Und damit hatte ich auch recht, denn als ich ein paar Wochen später vom Stadtschulrat die Antwort auf besagtes Gesuch erhielt, sah sie so aus:

„Unter Berücksichtigung des Umstandes, daß Ihr Sohn Gustav, der im Juli dieses Jahres das zwölfte Lebensjahr erreicht hat, infolge einer längeren schweren Erkrankung genötigt war, den Unterricht einige Wochen hindurch zu unterbrechen und somit gemäß seiner eigenen Aussage und nach Ansicht seines Klassenvorstandes erhebliche Schwierigkeiten hat, seine Prüfungen erfolgreich zu absolvieren, beschließt der endesgefertigte Stadtschulrat in Stattgebung Ihres diesbezüglichen Ansuchens die Gewährung einer entsprechenden Nachfrist, bzw. Anberaumung einer Nachprüfung zu einem späteren Zeitpunkt.“ „Die Tat“ Nr. 41, 1940.

Der Konjunktiv.

Von Isolde Kurz.

Wenn ich einen neuen Roman oder eine Zeitschrift zur Hand nehme, so kann ich kaum eine Seite lesen, ohne auf Sätze zu stoßen wie diese: Ihm schien, daß er auf hohem Berge stand — Da war's, als ob eine Stimme zu ihr sprach, oder: Er machte eine Bewegung, als verdroß ihn ihr Vertrauen. Ahnt der Verfasser je, was ein feinfühliges Ohr bei solchen Sätzen leidet? Man sieht der Muttersprache Wunden schlagen, die vielleicht in kurzem unheilbar sein

* S. unter „Allerlei“

werden, und muß wehrlos zusehen. Wenn es noch aus Unwissenheit geschähe! Aber man fühlt in den meisten Fällen eine Absicht durch, man merkt, daß der Schriftsteller, der, wie mir auffiel, fast immer vom Norden stammt, sich gewissermaßen vor dem Konjunktiv scheut, gleichsam, als ob er ihn zu ablehnend, zu aristokratisch fände, denn man geht ja gerne so recht gemütlich in Hemdärmeln. Oder erscheint ihm der vornehme alte Herr nicht laut, nicht „schmissig“ genug, hält er ihn wohl gar für einen armen Schulmeister, daß er meint, ihn mit dem Ellbogen vom Gehsteig stoßen zu dürfen? So viele Opfer an grammatischen Formen, auf denen doch die Kraft und die schmeidige Sicherheit einer Sprache ruhen, hat uns die Demokratisierung der Literatur schon gekostet. Und nun soll gar der Konjunktiv fallen? Will man denn das Deutsche zur Negerprache machen? Der geistig gesunde Mensch unterscheidet doch zwischen Wirklichkeit und Vorstellung, zwischen dem tatsächlichen und dem eingebildeten Vorgang. Soll dieser Unterschied aus der Sprache verschwinden? Fühlt man denn nicht, welche Verarmung und Verrohung es ist, wenn man immer mehr Begriffe durch dieselbe Form ausdrückt und immer mehr Unterschiede verwischt? Und daß dabei am Ende auch der Geist seine Unterscheidungsfähigkeit verliert und zusammen mit der Sprache abstumpft? Warum dachten die Griechen so fein und scharf, als weil sie eine so fein und scharf unterscheidende Sprache hatten?! Und warum hatten sie diese Sprache? Weil sie so fein und scharf unterschieden. Ihre Denkkraft und ihre Sprache förderten sich wechselseitig, schon das geringste sprachliche Versehen zog den öffentlichen Hohn nach sich. Diese Sprache war ihr heiligstes Palladium; an welcher Küste ihre Auswanderer landeten, da konnten sie mit ihr ein neues Griechenland bauen, das dem Ansturm der Barbarei gewachsen war. Ja, bauen, denn die Sprache, dieser wunderbare und doch so gesetzmäßige Bau mit den geheimnisvollen, unzugänglichen Untergewölben ist zugleich selber die große Baumeisterin, die jedes menschliche Gemeinwesen gründet.

Man klagt so viel über die Verrohung der Massen, und eine politische Partei schiebt die Verantwortung dafür der anderen zu. Was soll man aber zu denen sagen, die das Werkzeug des Denkens selber abstumpfen und so die Verrohung durch alle Schichten der Gesellschaft tragen? Wer eine notwendige grammatische Form aus seiner Muttersprache zu entfernen strebt, der begeht einen Angriff auf die Seele seines Volkes. Auch bei uns sollte sich die wahre Vaterlandsliebe in der Pflege der deutschen Sprache zeigen. Mit wem sie rein und unverstümmelt durchs Leben geht, der hat nicht nötig, mit den Sohlen am Boden der Heimat zu kleben, er kann, wie jene Griechen, sich an jeder Küste niederlassen; wo er steht, da steht er auf deutschem Grund.

Allen, die sich als Deutsche fühlen, möchte ich zurufen: Habet acht! Die Barbarei klopft an die Tore. Tretet zusammen und rettet den Konjunktiv. Noch steht er im vollen Lebenssaft. In den süddeutschen Gauen geht er bis heute lebhaft im Volksmunde um. Aber es muß bewußt für ihn eingetreten werden. Sonst wird der Geist der Nachäffung alles dessen, was vom Norden kommt, sehr bald die süddeutschen Schriftsteller ergreifen, und auch sie werden den Konjunktiv preisgeben, mit jenem unbedachten Eifer, der sie schon so manches Mal das Bessere preisgeben ließ. Und dann können wir künftig singen:

Mir ist es, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen — muß,
Betend, daß Gott dich erleuchte,
Du deutscher Genius!

„Sm Zeichen des Steinbocks“. Aphorismen und Gedankengänge. 1927/8.